

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 39

Artikel: Septembernacht

Autor: Waser, Marie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sterns in Wort und Bild

Nr. 39 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

25. September

Septembernacht.

Von Maria Waser, Zürich.

Das sind die zarten, sommernüden Nächte,
Die still und lind aus weichen, guten Händen
Der müdgehezten Seele Ruhe spenden.

Wie weiße, lichte Nebel ziehn die Stunden,
Und über heiße, nievernarbte Wunden
Legt sich ein kühles, köstliches Vergessen.

Und Kindheitsträume, keusch wie Frühlingsblumen,
Die lang im hartgefrorenen Erdreich schliefen,
Entsteigen den verborgnen Seelentiefen

Und breiten leise flaumbedeckte Schwingen,
Die lautlos zu den weißen Sternen dringen . . .
In diesen kühlen, herbstgeborenen Nächten.

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trabold.

8

Erst nach mehreren Tagen begann Henri zu berichten, was er in den Schlachten mitgemacht. Als die Frauen eines Nachmittags an seinem Bett saßen, fing er an: „Endlich habe ich eine Nacht ruhig schlafen können.“

„Mon pauvre petit, kannst du denn nicht jede Nacht schlafen?“ Haast du Schmerzen?“ so fragte Colette ängstlich.

Er schüttelte den Kopf: „Ich habe nicht viel zu leiden an den Wunden, es ist nicht das, was mir den Schlaf stiehlt. Aber die Erinnerungen an die Greuel der Schlacht —. Man ist froh, wenn es Morgen wird und die gräßlichen Bilder mit den Schatten der Nacht verfliegen. Das kann man sich nicht vorstellen, wenn man es nicht mitgemacht. Man ist immer in einem Fieber und glaubt, daß man irgendwo dort unten ist. Der Schrecken reizt uns aus einem kurzen Schlummer, die Nerven beginnen ihre aufregende Arbeit und es ist um den Schlaf geschehen. Die körperlichen Schmerzen sind nichts dagegen, man gewöhnt sich daran, aber ans andere nie. Die ruhigsten Burschen, die nicht wußten, was Nervosität ist, sie kommen als Neurotiker zurück, wenn sie die scheußlichen tierischen Bajonettangriffe mitgemacht haben. Etwas Menschenunwürdigeres als das kann ich mir gar nicht denken. Zuerst dieser bestialische Rausch, dieses moralische Unempfindlichwerden, dann das Zusammenraffen aller Kräfte, die Überspannung aller Tierheit in uns, jetzt ein heftiges Abschnellen dieses Raubtierbewußtseins, darauf ein Taumel aller Sinne, in dem uns in einer Sekunde die absurdesten Bilder das Gehirn durchfliegen;

ein Schnäuben, Reuchen, Singen, Grunzen, bis man Auge in Auge mit dem Feinde ist. Plötzlich kommt eine absolute Ernüchterung über den Geist und wir sagen uns: Du oder ich — — äh —! Man kann das in Worten gar nicht ausdrücken. Vom bestialischen Hass gegen den Feind ganz durchtränkt, wirft man sich in todesverachtender Grausamkeit auf den Nächsten, der auf uns zurennt und oft sich durchstechen läßt, ohne selbst den Raubtiermut zu besitzen, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Es flirrt und tost, es stampft und kracht, aber das Geheul, Gestöhne, das Reuchen und Schnäuben, das heisere Brüllen, das Geröchel der Sterbenden, denen ein Schuhabsatz das brechende Auge zudrückt, das ist der Höhepunkt in diesem Mordangriff. In der Nacht sehen wir diese Gesichter der Sterbenden von Freund und Feind, und das eine wie das andere ist gleich schaurig. Das Winseln verläßt unser Ohr nicht, das Schmerzgeschrei will nicht aufhören, das Stechen, Stoßen, das dumpfe Fallen, das krachende Aufschlagen der Gewehrkolben auf Menschenschädel, es wird zur wahnsinnigen Melodie, und wenn unser Auge sich aufreißt, um ganz zu erwachen, dann starrt es auf einen Menschen, der neben uns liegt und aus dessen schreiendem Munde ein Blutstrom bricht, der schreit und schreit, bis ihn ein Erstickungskampf überfällt.“

„Barmherziger Gott! Ist es denn möglich!“ so schrie Colette.

„Ja, Madame, so ist es, wir haben es durchgemacht.“ Diese Antwort kam von Henris Bettnachbar.